

Siglinde Clementi (Hg.), Die Marketenderin. Frauen in
Traditionsvereinen (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs/
Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano, Sonderband 2)

Innsbruck: Wagner 2013, 277 Seiten.

Der Anstoß zu einer wissenschaftlichen Publikation zum Thema „Marketenderin“ kam von der ehemaligen Kulturreferentin in der Südtiroler Landesregierung, einer Politikerin, die die großzügige finanzielle Förderung des Trachtenwesens, für viele geradezu eine Demonstration von Traditionsbewusstsein, aus dem Landeshaushalt maßgeblich mittrug, zugleich aber auch als Anwältin progressiver gesellschaftlicher Modelle wahrgenommen zu werden wünschte.

Das Herzstück des nunmehr vorliegenden Sammelbands ist eine Analyse des Phänomens Marketenderin durch die Ethnologin Elisabeth Tauber im Kontext des Schützenwesens im Allgemeinen und von dessen Situation in Südtirol im Besonderen. Genderfragen stehen – trotz einer männlichen Dominanz im Südtiroler Schützenbund (SSB), der sich seit seiner Gründung im Jahr 1958 vorrangig der Erhaltung des deutschen Kulturguts widmet – nicht im Fokus. Zentrale Aussage des mit „Frauen als Zierde“ überschriebenen Kapitels ist, dass die in der Pflege, wenn nicht sogar Neukreierung der Tracht an den Tag gelegten Bemühungen um „Echtheit“ nicht überzeugend sein können, weil die dafür verantwortlichen Personen (notwendiger Weise) in die Komplexität des modernen Lebens eingebunden sind und folglich auch anderen Kategoriensystemen als dem nationalen/ethnischen unterworfen sind. Passen, beispielsweise, Schminke, Kurzhaarschnitte, Piercings etc. zur Tracht? Oder: Wie nimmt sich ein Schützenhauptmann an der Seite seiner aus Thailand stammenden Gemahlin aus? Will heißen: Lassen sich kulturelle Ausdrucksformen aus einer Zeit, in der die Welt schlicht und einfach „kleiner“, das Weltbild „geschlossener“ war, beliebig ins ungleich komplexere Heute mit seinen vielfältigen Deutungsangeboten und der schwieriger gewordenen Findung von Letztwerten transportieren? Nein, lautet die Antwort, denn vermeintlich „reine“ Kulturen gibt es nicht (mehr). Aus diesem ernüchternden Befund, der in Max Webers Bild von der „Entzauberung“ der Welt einen klassisch gewordenen Vorläufer besitzt, entsteht die Notwendigkeit, Traditionen als wandelbare, permanent neu zu konzipierende Denkstrukturen zu betrachten. So schmerzlich es für die Schützen sein mag, die Kultur als etwas organisch Gewachsenes verstehen und aufgrund eines statischen Geschichtsverständnisses „Echtheit“ mit „Unveränderlichkeit“ gleichsetzen: Bei nüchterner Betrachtung ist Tradition tatsächlich nicht unantastbar, sondern das Ergebnis des Auswahlprozesses einer sozialen Gemeinschaft.

Um dieses Grundkonzept ist der gesamte Band angelegt, wie Herausgeberin Siglinde Clementi erläutert. Einleitend steckt sie den Rahmen ab, indem sie

am Beispiel des historischen Tirol „Grundzüge einer Geschlechtergeschichte von Nationalisierung und Militarisierung“ (S. 9) darlegt. Zentral ist der später in den historischen Aufsätzen vertiefte Hinweis, dass Militär und Politik vor dem 19. Jahrhundert keineswegs als frauenlose Räume konzipiert waren: Solche entstanden erst durch die damals unternommenen Versuche einer Definition der Geschlechterrollen. Gerade in Tirol kann keinesfalls von einer weit zurückreichenden Tradition der Marketenderinnen gesprochen werden. Elisabeth Taubers Anliegen ist es, das „Selbst- und Weltbild“ (S. 32) der Frauen im SSB zu ergründen. Vorab legt sie einen der zentralen Grundsätze ihrer Wissenschaft dar, nämlich die Theorien am Objekt selbst zu entwickeln. De facto werden dann allerdings die Ergebnisse ethnographischer Feldforschung (Interviews, Teilnahme an Veranstaltungen) in ein vorgefertigt wirkendes Grundmuster eingebaut.

Ein erster Hauptteil behandelt die empirisch erhobene Sichtweise der Frauen (und Männer): Im SSB wisse man, dass Marketenderinnen eine junge Erscheinung sind – ein objektiv fraglos haltbares Ergebnis. Problematisch erscheinen indes das Referat bloßer Meinungen (z. B. über die Federn auf dem Frauenhut, S. 108) und der Umgang mit Aussagen zur gegenwärtigen Funktion der Marketenderinnen. Aufgrund der zitierten Äußerungen ist nicht nachvollziehbar, warum die Autorin den Einfluss der unterschiedlichen Bildungsniveaus auf das Selbstverständnis der Marketenderinnen in Abrede stellt (S. 59). Etwas überzogen wirken ihre Überlegungen zum Fall einer im Jahr 2000 einer Kompanie beigetretenen Schützin, die 2006 nach heftigen Widerständen von Seiten der Landesleitung zurücktrat, aber nicht Marketenderin werden wollte: Hier wird einem Einzelfall eine strukturelle Relevanz bescheinigt, die er wohl kaum besitzt. Dasselbe gilt für die Aussage, dass sich die meisten Marketenderinnen in den im SSB dominanten Diskurs, eben ein sehr traditionelles Frauenbild, einordnen: Es ist nämlich kaum anzunehmen, dass der größere Teil von ihnen außerhalb einer Interview-Situation über derlei Fragen bewusst nachdenkt. Hier stößt man an heuristische Grenzen: Ein zu wissenschaftlichen Zwecken geführtes Interview ist ein gelenktes Gespräch, die dabei gestellten Fragen sind vom Erkenntnisinteresse des Forschers geprägt.

Gegenstand des zweiten Hauptteils ist die „Konstruktion“ der deutschsprachigen Identität in Südtirol. Mit Recht wird in diesem Zusammenhang das mit Bezug auf Deutschland, Österreich und Italien aufgekommene, gerne als ein Spezifikum Südtirols betrachtete Gefühl, „alles das und nichts von dem“ (S. 75) zu sein, problematisiert, denn in der globalisierten Welt sind in der Tat weit mehr Faktoren am Werk als drei Nationen. Bei den Südtiroler Schützen ortet Tauber einen Willen zur Verteidigung des Status quo, den sie überzeugend als Beispiel für das Bestreben aller Traditionsvereine ausweist, die Botschaft einer homogenen regionalen Kultur zu vermitteln und Phänomene der Globalisierung zu kontrastieren.

Im dritten Hauptteil werden in Gestalt einer Beschreibung des Auftretens der Schützen bei festlichen Anlässen aus jüngster Zeit „Phänomene der politischen und religiösen Exegese“ behandelt. Betont wird hierbei die als Ausdruck der Anerkennung der kulturellen und gesellschaftlichen Deutungsmacht der Schützen interpretierte Teilnahme der – ihrerseits mitunter wenig kohärenten – Landespolitik und der Kirche (einen „Dekan der Pfarre“ [S. 95] gibt es allerdings nicht!) an ihren Aktionen. Taubers Deutung der Schützen als Rahmen für „konservative(n) Eliten, rechtskonservative(n) und rechtspolitische(n) Parteien und Teile(n) der deutschsprachigen Bevölkerung“ (S. 100) beruht auf unsauberer Kategorienbildung. Statt dem Gegenüber von (nicht weiter präzisiertem) Konservatismus und seinem (nicht benannten) Gegenmodell könnte man etwa auch Grade der Intellektualität bzw. Reflexion oder unterschiedlich weite Bildungshorizonte anführen.

Beifall verdienen indes Taubers Ausführungen zum Problem Trachtenpflege, nicht in den Details, die die aktuelle Praxis vereinfacht darstellen¹, umso mehr aber im Grundsätzlichen. Denn es ist in der Tat so, dass die Tracht (die barocke Festtagstracht!) in Südtirol im Alltag kaum getragen wird, vor allem aber dass sie – gerade wenn sie Gegenstand von Diskussionen über die „Echtheit“ ist – ihre Lebendigkeit verloren hat, dass aus ihr „ein reflektiertes und reflexives [...] Produkt“ (S. 112) geworden ist.

*Astrid von Schlachta*s Studie über „Frauen im Tiroler Militär der Frühen Neuzeit“ beruht auf der Kernaussage, dass diese vor dem 19. Jahrhundert im Krieg „in ‚ganz natürlicher‘ Weise präsent waren“ (S. 170). Aus umfassender Kenntnis der gesamteuropäischen Situation zeichnet die Historikerin ein konzises Bild des Verteidigungswesens in Tirol, zu dem nicht nur Landmiliz, Landsturm und Schützen, sondern auch Söldnerheere gehörten. Die gerade in den Letzteren vorherrschenden, durch die Analyse biographischer Quellen aus dem Dreißigjährigen Krieg greifbar gemachten Strukturen blieben in dem seit dem frühen 18. Jahrhundert in Tirol bestehenden Landbataillon bzw. Nationalregiment, einem stehenden Heer, noch lange erhalten. Für viele Leser dürfte es neu sein, dass im 17. Jahrhundert rund 50 Prozent der Soldaten in Ehe oder Konkubinat lebten und dass der Tross – zu dem auch Frauen und Kinder gehörten – in der Regel größer war als das Heer. Bereits die Zeitgenossen kannten die damit verbundenen Probleme, ihrer Herr wurden sie aber nicht vor den 1780er Jahren, als allmählich eigene Kasernen errichtet wurden. Die definitive Trennung der Soldaten von ihren Familien gelang erst durch die Professionalisierung des Versorgungswesens im frühen 19. Jahrhundert.

¹ So werden Interviews lediglich mit Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft Lebendige Tracht geführt, die dem in der Optionszeit entstandenen gleichnamigen Buch von Gertrud Pesendorfer verpflichtet ist, während eine 2007 gegründete, mit der Universität Innsbruck zusammenarbeitende Arbeitsgruppe, die aufgrund kleinräumiger Analysen Pesendorfers Ergebnisse teilweise korrigiert, keine Berücksichtigung findet. Vgl. www.unsere-tracht.info; Helmut RIZZOLLI, *Unsere Trachtenfibel. Leitfaden zum Tragen und Anfertigen unserer Tiroler Volkstrachten*, Bozen 2007.

Während der Erhebung von 1809 spielten die Frauen eine allenfalls marginale Rolle, so die von *Ellinor Forster* auf der Grundlage bildlicher Darstellungen und der rezentesten Forschungsliteratur² sowie schriftlicher Quellen gewonnene Einsicht. Das im 19. Jahrhundert kolportierte Bild der in der Pflege der Verwundeten und in der Versorgung der Männer mit Essen und Trinken sich aufopfernden Frau ist der zeittypischen Neudefinition der Geschlechterrollen geschuldet. Auch mit einem nennenswerten Einsatz in den Kämpfen selbst hat man nicht zu rechnen; Frauen, die in Männerkleidung kämpften, dürfen als untypische Ausnahmereischeinungen gehandelt werden, deren Motive – trotz Forsters Hartnäckigkeit bei der Analyse – schwer zu ergründen sind. Der besondere Wert des Beitrags im Gesamtkonzept des Bandes liegt darin, dass heutige Marketenderinnen häufig ihr Wirken und Selbstverständnis auf die Ereignisse von 1809 beziehen.

In einem weiteren Aufsatz befasst sich dieselbe Autorin mit Frauen in der Tiroler Schützentradition seit dem 19. Jahrhundert. Hand in Hand mit dem Verlust der militärischen Bedeutung konstituierten sich neben den traditionellen Schießständen mit eingeschriebenen Schützen informelle Kompanien. In den sechziger Jahren wurden die Schützen zu Trägern der großdeutschen Idee. Nach der Gründung des deutschen Kaiserreichs fanden eigene österreichische Bundesschießen statt, die der Pflege des Patriotismus dienten. Frauen hatten hierbei die Rolle von Ehrenjungfrauen, Fahnenpatinnen und Wirtinnen, wie am Beispiel der Feier zur Erbhuldigung in Innsbruck 1838 oder des ebendort abgehaltenen Bundesschießens vom Jahr 1885 illustriert wird. Als unmittelbare Vorform der Marketenderinnen dürfen die Kellnerinnen gelten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts forderten die Frauen das Recht, als aktive Schützinnen den Kompanien anzugehören. Darüber fand in den achtziger Jahren eine rege Debatte statt, die Forster ausführlich referiert – um am Ende die weitgehende Bestätigung des traditionellen Rollenbildes zu konstatieren. In auffälliger Parallele zu diesem negativen Befund wurde die (für Tirol neue) Rolle der Marketenderin geschaffen – die allerdings erst im frühen 20. Jahrhundert allmählich als selbstverständlich empfunden wurde.

Der Reiz des Sammelbands liegt in der Verknüpfung des synchronen Ansatzes der als Sozialanthropologie betriebenen Ethnologie mit dem diachronen der Geschichtswissenschaft. Obwohl Ersterer heuristisch teilweise anfechtbar ist, hält er insgesamt der Plausibilitätskontrolle stand, denn sein Hauptergebnis, nämlich dass Tradition nichts Endgültiges, sondern etwas stets neu Auszuhandelndes ist, ist auch das der Historikerinnen. Zu unterstreichen ist freilich, dass man aufgrund dieser Einsicht nicht das Kind mit dem Bade ausschütten darf, indem man die Macht des organisch Gewachsenen

2 Unentbehrliche Grundlage: Martin P. SCHENNACH, *Revolte in der Region. Zur Tiroler Erhebung 1809* (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 16), Innsbruck 2009.

völlig negiert – was die Autorinnen ja auch nicht tun. Denn selbst wenn Traditionsvereine nur ein retardierendes Moment in Hinblick auf ebenfalls nicht nur segensreiche Entwicklungen der Gegenwart darstellen sollten: Gäbe es sie nicht, ginge ein trotz allem wichtiger Faktor gesellschaftlichen Zusammenlebens verloren. Vielleicht braucht der Mensch gerade in der globalisierten und liberalisierten Welt umso mehr Geborgenheit und Nähe.

Erika Kustatscher